

Die Klage um das Volkslied.

In Zeitungsartikeln, Vorträgen und Diskussionen werden jetzt vielfach Klagen laut darüber, daß dem Volke das gute alte Volkslied verloren gegangen sei, aus dem es in dieser schweren Zeit Trost und Aufbebung schöpfen könnte.

Diese tiefen Ursachen beruhen nicht nur in der bloßen Ausbreitung des Schundes, die ja erst eine Folgeerscheinung davon ist, daß dem Guten der Boden entzogen wurde.

Schon die Beantwortung der Frage, wo und bei welchen Gelegenheiten das Volk in früherer Zeit seine Lieder sang, enthüllt sie uns: Das Volk sang seine Lieder bei der Arbeit, bei geselligen Zusammenkünften, im Heim und beim Wandern.

Wie der industrielle Großbetrieb schließlich das Volkslied aus dem Bereiche der Arbeit, mit dem es ursprünglich innig verwachsen war, vertrieben hat, so ist es mit der Entwicklung unseres modernen großstädtischen Wirtschaftslebens auch im Kreise der Geselligkeit mundtot gemacht worden.

Die Vergeßlichkeit des musikalischen Empfindens durch solche Mittel hat in geradezu erschreckender Weise um sich gegriffen. Wer sich aber sein poetisches Gefühl aus solchem Lohwobohu in sein Heim reiten und dort pflegen will, ist nicht minder übel daran.

bleibt nur noch das Singen beim Wandern, dem ja neben dem Singen bei der Arbeit unsere schönsten Volkslieder entsprossen sind. Wie steht es aber heute damit? Die alte Wanderburschenherlichkeit ist längst dahin.

Die Schicksalsmaus.

Eine Erzählung von Tieren und Menschen. Von Harald Tandrup.

1) Meister Grau.

Grau? Dieser Name kommt mir bekannt vor. Gibt es nicht einen Rechtsanwalt Grau... und einen Journalisten? ... Oder vielleicht schreibt sich diese Familie anders?

Rein, der Meister Grau, von dem hier erzählt werden soll, schreibt seinen Namen überhaupt nicht. Er steht auch nicht im Adressbuch, obgleich er einen eigenen Haushalt hat und so vornehm ist, daß er immer einen Belg trägt, allerdings Winter wie Sommer, gerade wie das verstorbene Original: die Erzellenz.

Reiner in seinem Stadtviertel kennt ihn. Er geht selten bei Tag aus, kommt nie in ein Restaurant, kurz, er lebt nur seiner Familie.

Wer Meister Grau sehen will, muß ihn in seinem Heim auffuchen. Der Zutritt dort ist nicht leicht. Es bleibt einem zu diesem Zweck nichts anderes übrig, als sich klein zu machen, und die meisten verstehen nur das Gegenteil.

Außerdem bedarf es einer genauen Ortskenntnis, um allein den Eingang zu finden.

Der Weg zu Meister Graus Heim geht über einen Küchenboden, unter einem Ausguss hin, wo man sehr vorsichtig sein muß, weil es von dort heruntertropft, an einem Abtrittsfaß vorbei und dann zu einer Ecke nach links. Böse Menschen haben den Zugang mit Glascherben zu verstopfen versucht, aber mit einiger Gewandtheit läßt es sich schon außen herum-schlüpfen.

Dann gelangt man in einen langen, in Windungen verlaufenden Tunnel, der nicht viel breiter als das Gondelgefäß eines Mannes ist, und wenn man bis dahin noch nicht geahnt hat, wohin es geht, so verrät einem jetzt die Nase, daß man sich einer Mäulewohnung nähert.

Am Ende dieses Ganges lag eines Abends ziemlich spät Meister Grau und plauderte mit seiner Gattin, die in der Mäulewohnung selbst auf einem Lager aus Papierseben und Sägelspanen ruhte.

Sie plauderten? ... Ja, natürlich plauderten sie; es ist nur ein törichter Aberglaube, daß die Tiere einander nicht verstehen können. Aber während die Menschen ihr Mund-

es möglich machen kann, fähet mit der Bahn möglichst rasch von einer großen Stadt zur andern. Das erspart ihm Zeit und bewahrt ihn zugleich vor dem „Herunterkommen“ auf der „Walze“, wenn es gleich in den meisten Fällen weniger gesund und stählend ist wie das Wandern.

Zu all dem kommt noch ein anderer sehr wichtiger Umstand, der dem Volksliede den Boden entzieht und in der allgemeinen Entwicklung des Volksgeistes begründet ist: Die modernen Kulturvölker haben jene Nativität der Empfindung eingebüßt, die sie in den jüngeren Zeitaltern ihrer Entwicklung noch aufbrachten.

Wie ist nun aber dieses Empfinden — soweit es nach den geschilderten Umständen noch vorhanden sein kann — im Volksgehalte wieder lebendig und schöpferisch zu machen? Zunächst soll man nicht glauben, daß das Volk die alten Lieder immer und ewig fortbringen muß, nur „weil sie schön sind“.

Seine sagt: „Wenn das Herz im Leibe zerpfunden, dem gehen die Lieder nach Haus.“ Wer also singt, und wenn er auch taugliche Weisen singt, muß immerhin noch ein ganzes Herz haben. Dieses dem Volke gesund zu erhalten, ist ebenfalls eine wichtige Kultur-aufgabe, deren Lösung auch eine gesunde Volkspoesie bringen wird.

Mag Renget.

Kleines Feuilleton.

Feldbäckerei einst und jetzt.

Die Brotversorgung eines Heeres ist stets für die Verwaltung eine der schwierigsten und wichtigsten Aufgaben gewesen. In einem interessanten Artikel in der „Natur“ erzählt Th. Wolff, daß man zwar im Kriege von 1806 verfuhr habe, das Brot gebaden mit Hilfe der Eisenbahn aus der Heimat an die Truppen im Felde zu liefern, aber alle derartigen Versuche haben stets die Unausführbarkeit erwiesen.

Was sind Bouillonwürfel?

Dem Uneingeweihten besteht eigentlich kein Zweifel, was der Hauptbestandteil der zur Herstellung von Fleischbrühe dienenden Bouillonwürfel ist, nämlich Fleischbrühe oder Fleischextrakt. Aber dies ist selbst bei guten Präparaten nicht der Fall, viel weniger aber noch bei den minderwertigen, in denen oft nur Spuren von Fleischextrakt enthalten sind.

Notizen.

Theaterchronik. Ferdinand Gregori, der zurzeit Kriegsdienste tut, hat einen kurzen Urlaub erhalten, um im Deutschen Theater Calderons Lustspiel „Dame Kobold“ in Szene zu setzen.

wert zur rechten und unrechten Zeit gehen lassen, brauchen sie sich nur anzusehen.

Sehen? ... Drunten unter dem Fußboden ... in einem Mausloch? ... Gewiß! Sehen!

Wer mag zu behaupten, daß es drunten bei Meister Grau dunkel sei? Wir sollten wahrhaftig klüger sein als die Kinder, die die Augen schließen und dann sagen: Jetzt ist es dunkel! — Die Wissenschaft hat uns gelehrt, daß es Strahlen gibt, die Holz und Steine durchdringen wie Lichtstrahlen Fensterglas.

„Du gedenkst mich also heute abend zu verlassen,“ fragte Madame Grau.

Er wagte nicht so ohne weiteres ja zu sagen, und darum nickte er bloß. Denn er hatte wirklich die Absicht, auszugehen.

Wieder nickte er. Ja, ja, er kannte Madames Zustand und wußte, daß dieser für seinen Plan nicht günstig war.

„Und trotzdem gehst Du?“ rief sie vorwurfsvoll.

„Es handelt sich um wichtige Dinge, meine Liebe,“ erwiderte er voll Würde. „Du weißt, daß hier im Haus eine Skage gesehen worden ist!“

„Und deshalb mußt Du gleich von Frau und Heim fortlaufen, um die Nacht in Gesellschaft zweideutiger Personen zu verschwätzen, statt mich, wie es Deine Pflicht wäre, zu beschützen?“

„Dummes Zeug! Eine Maus bleibt eine Maus!“

„Meine Mutter sagte immer, ich sei eine Schicksalsmaus! Na, sei für etwas Besonderes bestimmt und nicht wie andere. Wäre ich nur kein armes, schwaches Weib, dann hätte ich es nicht nötig, einen unwürdigen Mann um seinen Schutz zu bitten.“

„Mit Dir ist nicht zu reden,“ knurrte er ärgerlich. — „Begriffst Du denn nicht, daß ich gerade Deinettwegen ...“

„Du Seuchler!“

„Rein, ich verführe Dir ...“

Mit zornig blinkenden Augen erhob sie sich von ihrem Lager. Der kleine, verstümmelte Schwanz, der ihr einmal bei einem Unglücksfall in einer Türpfanne abgenickt worden war, peitschte in wilder Raserei den Boden.

„So geh ... geh!“ schrie sie.

Meister Grau nahm sie beim Wort, machte hastig kehrt, und in dem Eingang zur Wohnung, wo man vorher seine spitzige Schnauze gesehen hatte, erschien jetzt sein schluppiger Schwanz, der sich vor Eifer wie ein kleiner Wurm wand und in den Gang hineinringelte.

Bei diesem Anblick piff Madame Grau, die bis zuletzt gehofft hatte, daß sie ihn zurückhalten könne, jämmerlich. Meister Grau hörte sie von ferne, und da er sein gutes Herz nicht unnötig beunruhigen wollte, beicelte er seine Schritte, um außer Hörweite zu kommen. Es wäre ihm nicht im Traum eingefallen, diese günstige Gelegenheit zu einem Ausflug auf eigene Faust aufzugeben.

Als die Madame merkte, daß er nicht zurückkam, versiel sie in ein peifendes Schluchzen, das schließlich in ein stampfhaftes, bösariges Übergang.

Wöllich hörte sie über ihrem Kopf ein Geräusch, als ob jemand mit einer Handramme auf die Decke ihrer Wohnung klopfte. Es war der Mann in der oberen Stube, der auf den Fußboden stampfte.

„Jetzt pfeift das verdammte Vieh schon wieder,“ hörte man eine grobe Stimme rufen.

Da schwieg Madame Grau. Fremde brauchten nicht zu wissen, was eine Gattin leiden muß.

Inzwischen huschte Meister Grau durch den Gang in die Küche hinaus.

Er lag lange unter dem Ausguss und lugte hinter der Küchenschürze hervor, ehe er seinen Weg fortzusetzen wagte.

Es war gerade Mondschein. Die Fensterscheiben hoben sich als leuchtende Vierecke vom Fußboden und von der Türe ab, die zur Küchentreppe führte. Dort aber war ein Loch, durch das Meister Grau hindurch mußte.

Endlich sagte er sich ein Herz, lief über den Fußboden und verschwand unter der Türschwelle; man hörte ihn ganz leise krähen — dann war er auf der Küchentreppe. Mit einem raschen Satz sprang er auf die Fußleiste des Geländers und lief die schiefe Ebene hinab; es war viel leichter, als wenn er die Stufen benutzt hätte.

Vom Ende der Treppe aus führte eine offene Tür auf eine Art Balkon... in früheren Tagen nannte man es einen Söller... der ungefähr in Manneshöhe an das Haus angeflakt war. Eine hölzerne Treppe verband ihn mit dem Hof.

(Fort. folgt.)

